
Emile STEFFEN

Name: Steffen

Vorname: Emile

Geburtsdatum: 03.02.1920

Geburtsort: Strassen

Wohnort: Strassen

Am 10. Mai 1940 in der Früh wurde ich in meinem Geburtshaus in Strassen plötzlich durch Lärm geweckt. Ich ging zum Fenster und sah deutsche Motorräder mit Siedekarren, die – aus Luxemburg-Stadt kommend – Richtung Arlon fuhren. „Lass sie mal bis Arlon kommen; dann werden die wieder schnell zurück sein!“, war die allgemeine Auffassung der Schaulustigen am Straßenrand.

In den ersten Tagen zogen viele Fußtruppen vorbei. Unsere Nachbarin („Beujangs Mathile“) hatte ein kleines Lebensmittelgeschäft. Sobald die Soldaten dies herausgefunden hatten, kauften sie alle Esswaren und Süßigkeiten auf. Sie bezahlten mit „Rentenmarken“ (10 luxemburgische Franken = 1 Rentenmarke). Die Nachbarin wusste anfangs nichts damit anzufangen, aber zu diesem Zeitpunkt galt die Rentenmark neben dem luxemburgischen Franken bereits als Zahlungsmittel.

Am dritten Tag nach der Besetzung stoppte ein Bus bei unserem Haus. Es war mein Onkel, Joseph Steffen, mit seiner Familie (vier Personen), die mit ihrem Gepäck ausstiegen. Sie kamen aus Differdingen, das evakuiert wurde. Da sie lieber zur Familie kamen als ins unbekannte Frankreich evakuiert zu werden, blieben sie die nächsten fünf Wochen bei uns. Anschließend gingen sie wieder zurück nach Differdingen. Mein Onkel, der als Schreiner bei den Hadir-Werken arbeitete, half bei uns in der Werkstatt.

Eines Tages kamen zwei deutsche Soldaten zu meinem Vater, der eine Wagen- und Karosserie-Werkstatt betrieb. Ich arbeitete hier in meinem dritten Lehrjahr.



Emile Steffen (ganz rechts) kurz vor dem Krieg in der Werkstatt seines Vaters (ganz links) in Strassen; 1939

Die Soldaten baten meinen Vater, verschiedene Reparaturarbeiten an ihrem Wagentross durchzuführen. Anfangs lehnte mein Vater die Arbeit ab, doch schließlich erklärte er sich gegen Barzahlung dazu bereit. Nach der Reparatur schrieb ich eine Rechnung und ging mit den Soldaten zur deutschen Schreibstube ins Hôtel Hemmer in der Arlonerstraße. Dort bekam ich die Summe in Rentenmarken ausbezahlt. So mussten wir öfters kleine Arbeiten – ungen – für die Wehrmacht ausführen.

Nach sechs Wochen mussten auch wir einen deutschen Soldaten bei uns einquartieren, da wir ein Zimmer frei hatten. Meine Schwester Dorothée leistete zu jener Zeit in Frankreich ihren Dienst ab. Der Soldat blieb die nächsten zwei Wochen und gehörte einer Kompanie an, die in Strassen lag. Er versuchte uns zu beruhigen, indem er sagte: „Ihr werdet sehen. Bis Weihnachten ist der Krieg aus!“

Am 6. Oktober 1941 wurde ich zum R.A.D. nach Hermeskeil eingezogen. Neben der allgemeinen Ausbildung mussten wir vorwiegend Straßenarbeiten durchführen.



Emile Steffen aus Strassen während seiner R.A.D.-Ausbildung in Hermeskeil; 1941

Im Februar 1942 wurden Handwerker gesucht. Da ich ausgebildeter Wagenbauer war, wurde ich während sechs Wochen nach Hamm im Westerwald verlegt. Hier bauten wir ein R.A.D.-Lager auf. Während dieser Zeit erfuhr ich keine militärische Ausbildung und das Leben war relativ stressfrei. Anschließend ging es wieder zurück nach Hermeskeil, wo ich dann nach kurzer Zeit nach Hause entlassen wurde.

Als ich wieder zu Hause war, trat ich eines Tages der luxemburgischen Resistenz-Organisation „L.R.L.“ (Lëtzebuerg Roude Léiw“) bei. Ich wurde an einem Abend um 24 Uhr im Haus Georges Fries in Strassen vereidigt.

Am 18. Oktober 1942 musste ich mich in Luxemburg-Limpertsberg im Gebäude der Straßenbauverwaltung einfinden. Mein Zwangsweg in die Wehrmacht begann. Mit Bussen ging es dann über Wasserbillig nach Trier in eine Kaserne. Noch am selben Abend fuhren wir per Zug in Richtung Rendsburg. Hier blieb ich die nächsten zehn Tage. Wir wurden in einer Reithalle einquartiert, wo man uns einkleidete und militärischem Drill unterwarf. Anschließend ging es mit der Fähre nach Dänemark und von hier mit dem Zug nach Kopenhagen.

Emile Steffen aus Strassen (ganz hinten) während seiner R.A.D.-Zeit; 1941



Emile Steffen (Pfeil, 5. von rechts) während seiner R.A.D.-Zeit in Hermeskeil; 1941



Emile Steffen aus Strassen im R.A.D. mit weiteren vier Luxemburgern: v.l.n.r.: Emile Steffen; „Kemp“; aus Tétange; aus Hesperange; 1941



Emile Steffen aus Strassen weilte bis Ende 1942 zusammen mit weiteren 60 Luxemburgern in dieser Kaserne in Kopenhagen.

Bis Anfang 1943 verblieb ich hier in einer Kaserne. Während dieser Zeit wurde ich zusammen mit noch etwa 60 anderen luxemburgischen „Jungen“ ausgebildet. Ich kann mich noch an folgende Luxemburger erinnern:

- 1) Jos Melchier aus Monnerich;
- 2) Dominique Goergen aus Bartringen;
- 3) Jean Kayser aus Luxemburg.

Im Januar 1943 kam ich dann zusammen mit zwölf luxemburgischen Soldaten unserer Kompanie wieder zurück nach Bergedorf nahe Hamburg. Wir wurden dort in einer Kaserne untergebracht; es hieß, wir kämen nach Afrika. Die anderen Soldaten sagten uns, dass wir mit Sicherheit nicht nach Afrika, sondern nach Russland verlegt würden. Auch wir glaubten nicht so recht an eine Verlegung nach Afrika, bis zu dem Zeitpunkt, als wir tatsächlich eine Tropenuniform erhielten.

Mit dem Zug, in Viehwaggons, ging es durch ganz Deutschland Richtung Süditalien. Von dort dann mit der Fähre nach Sizilien; schließlich trafen wir in Palermo ein.

Ich kann mich an folgende Weggefährten erinnern:

- 1) Emile Feltgen aus Walferdange;
- 2) Albert Ganter aus Eich;
- 3) Henri Diederich aus Weicherdange.



v.l.n.r. Emile Steffen aus Strassen, zusammen mit Jang Scholer und Wilmes, beide aus dem Norden des Landes, in Palermo; 1943

Wir sollten nun von hier aus mit dem Schiff nach Tunis gebracht werden. Da die Schiffe jedoch ständig von den Alliierten angegriffen wurden, verzögerte sich unsere Überfahrt und wir wurden während der nächsten Tage in einer Schule einquartiert. Da die Schiffsüberfahrt immer noch zu gefährlich war, wurden wir schließlich in einem JU-Flugzeug nach Tunis gebracht. Glücklicherweise gelang die Landung in Tunis. Beim Aussteigen gab es dann jedoch Fliegeralarm und wir suchten einen Bunker auf.

Wir blieben nun die nächsten zwei Wochen in der Maréchal-Foch-Kaserne. Das Soldatenleben war relativ angenehm. Fast alle Soldaten versuchten in dieser Zeit einige Privatsachen, wie z.B. Pullover, zu verkaufen, um so etwas

Bargeld zu erhalten. Hiermit konnten wir uns auf dem Schwarzmarkt Zigaretten kaufen.

Doch dann ging es an die Front. Wir kamen an der Mareth-Linie zum Einsatz, trafen bei Gabes ein und bezogen Stellung in einem Gebirgszug. Es wurde ein kleines Loch gebuddelt, worauf wir unser Zelt aufschlugen. Ich wollte so schnell wie möglich zu den Alliierten überlaufen und hoffte, dass dies bald der Fall sein würde.

In den folgenden Tagen wurden wir oft von alliierten Flugzeugen bombardiert. Gott sei Dank wurde ich hierbei nicht verletzt. Fast jeden Abend wurden Spähtrupps aufgestellt um die Stellungen des Feindes auszukundschaften. Ich erinnere mich noch, dass bereits am ersten Abend, als unsere Einheit einen solchen Spähtrupp aufgestellt hatte, einer unserer Offiziere auf eine Miene trat und ums Leben kam.

Tagsüber herrschte eine ungeheure Hitze und abends wurde es bitter kalt, sodass wir die Kleider, die wir am Tage ausgezogen hatten, nun wieder schnell überstreiften. Mit der Zeit gewöhnte man sich jedoch an die Wettersituation und empfand die Temperaturschwankung zwischen Tag und Nacht nicht mehr so unangenehm.



Emile Steffen (Pfeil) aus Strassen zusammen mit Hary Diederich aus Weicherdingen (ganz links) während ihrer Wehrmachtszeit in Nordafrika; 1943

Oft wurden wir auch während der Nacht bombardiert. Dies war sehr schlimm, denn die Bombardierungen dauerten oft die ganze Nacht durch. Ich war immer wieder froh, wenn ich am Morgengrauen noch am Leben war, denn dann hörten diese Angriffe in der Regel auf.

Eines Tages luden wir an einem Bahnhof in der Nähe von Sausse (Tunesien) Kriegsmaterial in Lkws um. Am Himmel kreuzten plötzlich alliierte Aufklärungsflugzeuge auf, die uns beobachteten. Während der folgenden Nacht schliefen wir in einem Wald beim Bahnhof. Plötzlich wurde alles rundherum hell beleuchtet, hervorgerufen durch abgeworfene Leuchtbomben. Alsdann folgte eine zweistündige Bombardierung. Nachdem die alliierten Flugzeuge abgezogen waren, sah ich meinen Kollegen Emile Feltgen aus Helmsange zwischen vier oder fünf Bäumen liegen. Er rührte sich nicht. Er war tot. Ein Splitter war in seinen Kopf eingedrungen. Obschon ich nur ein paar Meter von ihm entfernt in einem Graben lag, war mir nichts passiert.

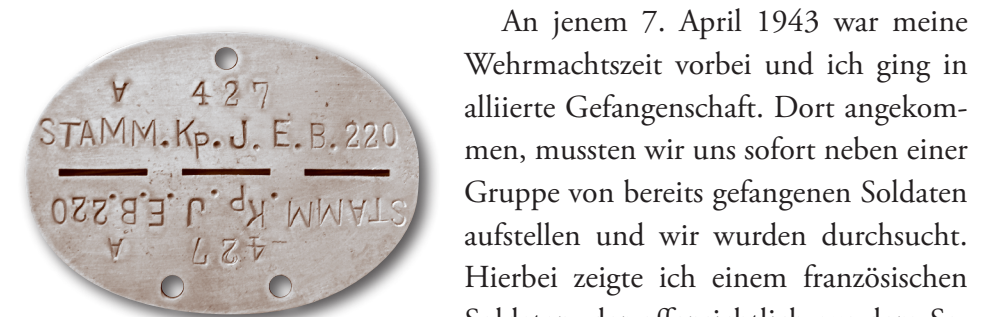
Es war dies der erste Tote, den ich bis dahin in meinem Leben gesehen hatte; ich werde das Bild meines toten Kameraden nie vergessen. Emile wurde nach dem Krieg nach Hause rapatriert und in Helmsingen begraben.

In der Folgezeit waren wir oft auf dem Rückzug. Ich will erwähnen, dass ich nie in einen regelrechten Nahkampf geriet, worüber ich froh war. Etwas später befand sich meine Einheit in der Gegend um Sfax, immer noch in Tunesien. In dieser Phase griffen französische und englische Truppen unsere



Emile Feltgen aus Helmsange starb nur wenige Meter neben Emile Steffen, mit dem er in derselben Einheit in Tunesien war; 1943

Kampfgruppe „Müller“ an. In Anbetracht der Übermacht der alliierten Soldaten ergab sich nach und nach fast unsere gesamte Kampfgruppe. Als ich sah, wie eine Gruppe Soldaten mit erhobenen Händen und einer weißen Fahne in Richtung Engländer bzw. Franzosen ging und diese nicht mehr auf die Soldaten schossen, stand auch für mich fest, dass jetzt der Zeitpunkt für meine „Desertierung“ gekommen war. Ich erhob mich aus dem Graben, streckte die Hände nach oben und gesellte mich ebenfalls zu den Soldaten. Wir näherten uns den Franzosen. Niemand schoss mehr auf uns, auch nicht aus den eigenen Reihen, und so kamen wir unverletzt bei unserem „Gegner“ an.



Die deutsche Erkennungsmarke von Emile Steffen aus Strassen, die noch heute in seinem Besitz ist; 2010

An jenem 7. April 1943 war meine Wehrmachtszeit vorbei und ich ging in alliierte Gefangenschaft. Dort angekommen, mussten wir uns sofort neben einer Gruppe von bereits gefangenen Soldaten aufstellen und wir wurden durchsucht. Hierbei zeigte ich einem französischen Soldaten, der offensichtlich aus dem Senegal stammte, meine luxemburgische Identitätskarte. Er war hierüber sehr erstaunt und teilte seinem zuständigen Kapitän mit, dass luxemburgische Soldaten unter den Gefangenen seien. Der Kapitän trat an uns heran und sagte, er kenne Luxemburg. Daraufhin wurde ich zusammen mit Hary Diederich aus Weicherdingen von den übrigen Gefangenen getrennt. Den Rest des Tages und während der Nacht konnten wir uns frei unter den Soldaten bewegen. Tags darauf wurden wir einer anderen Einheit übergeben; wir fühlten uns auch hier nicht als Gefangene.

Wieder nach einem Tag wurden wir dann in ein Gefangenenlager nach Algerien gebracht. Es war überfüllt von deutschen Soldaten. Irgendwie hatten wir das Bedürfnis unsere Mitgefangenen davon in Kenntnis zu setzen, dass wir in die Wehrmacht gezwungen worden waren und somit zu Unrecht gefangen gehalten würden. Auch seien wir nicht unbedingt „deutschfeindlich“, jedoch auch nicht „deutschfreundlich“. Tags darauf trat ein deutscher Soldat an uns heran und erkundigte sich nach unseren Namen. Er würde die Führung in Deutschland über unser negatives Verhalten informieren. Nun

wurde uns schlagartig klar, dass wir uns inmitten von Nazi-Soldaten befanden. Wir suchten unsere Bewacher auf und erklärten diesen unsere spezielle Situation. Zu unserem Erstaunen wurden wir sofort in eine andere Abteilung des Lagers verlegt: Wir wurden einer Einheit von ehemaligen Sanitätern zugeteilt. Obwohl diese keine überzeugten Nazis waren, hatten Hary und ich unsere Lektion gelernt und sprachen nie wieder über den Krieg sowie unsere Zwangsrekrutierung. Etwas später erfuhren wir, dass Gefangene, die sich ebenfalls negativ gegen die deutsche Führung ausgesprochen hatten, von Mitgefangenen ermordet wurden.

Nach ein paar Wochen erkrankte ich an der Ruhr. Schließlich wurde ich in ein amerikanisches Lazarett verlegt. Somit wurde ich auch von meinem Freund Hary getrennt.

Nach etwa zwei Wochen intensiver Behandlung war ich wieder gesund und konnte das Lazarett verlassen. In der Folgezeit wurde ich in verschiedene Gefangenenlager gebracht, wo ich jeweils nur kurz verblieb.

Schlussendlich „landete“ ich in einem großen amerikanischen Lager nahe Oran in Algerien. Hier waren Tausende von gefangenen Soldaten eingesperrt. Ich versuchte nun Kontakt mit dem Aufseher aufzunehmen, da ich mich freiwillig in die englische Armee melden wollte. Jedoch hatte ich ein großes Problem: Ich war der englischen Sprache nicht mächtig. So musste ich schlussendlich einen deutschen Mitgefangenen in meine Pläne einweihen, damit dieser für mich übersetzen würde. Mir war schon etwas mulmig zumute, als ich mit Hilfe des deutschen Dolmetschers dem Aufseher erklärte, dass ich zur luxemburgischen Abteilung in der englischen Armee kommen und so gegen Deutschland kämpfen wollte. Ich war mir nämlich gar nicht sicher, ob der Soldat meine Worte auch tatsächlich richtig wiedergab. Denn zum Schluss der Unterredung wurde ich von zwei Aufsehern mit vorgehaltener Waffe wieder zurück zu den Gefangenen gebracht. Mir wurde schlagartig bewusst: Falls „mein“ Dolmetscher die anderen Gefangenen über meine Absichten informieren würde, könnte das sehr gefährlich für mich werden. Ich würde dann nämlich als Verräter angesehen. Wozu die deutschen Mitgefangenen fähig waren, wusste ich nur zu gut. Also versuchte ich noch am selben Tag in eine andere Abteilung des Lagers zu gelangen, was mir auch glückte.

Die Wochen und Monate verstrichen und ich fühlte mich ganz allein gelassen unter all den Deutschen. Ich konnte keinem meine wahren Gefühle oder Absichten mitteilen, ohne zu riskieren von den Mitgefangenen umgebracht zu werden. Dass es in diesem Lager zeitweilig zu gravierenden Engpässen kam, was die Versorgung mit Nahrungsmitteln und Getränken betraf, wirkte sich auch nicht gerade positiv auf meinen allgemeinen Gemütszustand aus.

Tagsüber waren wir der prallen Sonne ungeschützt ausgesetzt. Abgesehen von unserem kleinen Zwei-Mann-Zelt hatten wir überhaupt keinen Schutz. Es gab nicht einen einzigen Baum oder andere Gesträuche in diesem riesigen Lager, die etwas Schatten und somit Abkühlung geben könnten. Nachts war es bitter kalt und ich zog sämtliche Kleidungsstücke an um nicht zu frieren.

Im August 1943 kam ich dann endlich aus diesem Lager. Mit Tausenden Gefangenen wurde ich auf einem großen Liberty-Schiff eingesperrt; die Reise ging nach Amerika. Wir Gefangenen mussten uns die ganze Zeit über im Bauch des Schiffes aufhalten und kamen nicht nach oben aufs Deck. Erneut versuchte ich den amerikanischen Bewachern meine Lage zu erklären, doch diese winkten jedes Mal ab; niemand kannte Luxemburg und hatte etwas von unserer Zwangsrekrutierung gehört. Ich musste mich schließlich mit der Tatsache abfinden, dass ich auf unbestimmte Zeit unter den Deutschen verbleiben würde und deren Schicksal teilen musste.

Schließlich wurden wir in Norfolk ausgeladen. Per Zug kamen wir ins Gefangenenlager „Camp Livingston“ im Bundesstaat Louisiana. Hier waren wir in Holzbaracken untergebracht: im Vergleich mit dem Lager in Algerien ein



Emile Steffen aus Strassen geriet am 7. April 1943 in Gefangenschaft und verbrachte die meiste Zeit in PW-Lagern in den USA. Dieses Foto entstand zu Anfang seiner amerikanischen Gefangenschaft; 1943

Luxushotel. Erneut hatte ich jedoch nur einen Gedanken: „Ich muss unbedingt hier rauskommen!“ Denn ich fühlte mich nicht wohl unter den Deutschen und versuchte, mit dem amerikanischen Militär sowie einem amerikanischen Arzt Kontakt aufzunehmen und diesem meine Absichten hinsichtlich eines Eintrittes in die englische Armee zu erklären. Jedoch schien niemand sich um meine spezielle Lage zu kümmern.



Diesen Pullover musste Emile Steffen aus Strassen während seiner Kriegsgefangenschaft in den USA tragen; 1943

Im Lager befanden sich zwei Kompanien mit jeweils 250 Mann. Ich traf aber nie auf einen luxemburgischen Mitgefangenen. Anfangs mussten wir auf den umliegenden Plantagen Baumwolle sammeln. Im Herbst ernteten wir Zuckerrohr.

Sobald Freiwillige für Arbeiten außerhalb des Lagers gesucht wurden, meldete ich mich. Ich wollte nämlich keine Minute zu viel unter den Mitgefangenen weilen. Als eines Tages Gefangene für Arbeiten in einem Spital gesucht wurden, meldete ich mich wieder. So kam ich nach Livingston-Stadt, wohin viele ehemalige Franzosen ausgewandert waren. Der Kontakt mit diesen französisch sprechenden Menschen war ein beglückendes Gefühl. Irgendwie fühlte ich mich nun der Heimat etwas näher. In der Folgezeit dolmetschte ich zwischen den deutschen Gefangenen und den Franzosen.

Während Monaten arbeitete ich in diesem Spital und kümmerte mich vorwiegend um das Verlegen von Holzböden. Tagsüber nahmen wir die Mahlzeiten an unserem Arbeitsplatz ein und wurden abends wieder zurück ins Lager gebracht. Auch erhielten wir einen Tagelohn in Höhe von 1 Dollar. Mit diesem Geld konnten wir uns Waren in unserer Kantine kaufen, z.B. Zigaretten, die wir dann an Zivilisten außerhalb unseres Lagers weiterverkauften. Dies wurde jedoch nach einiger Zeit verboten, da es für uns ein lukratives Geschäft war, zumal wir die Zigaretten sehr billig erwarben. In der Folgezeit konnten wir nur noch Tabak und Zigarettenblättchen in der Kantine kaufen.

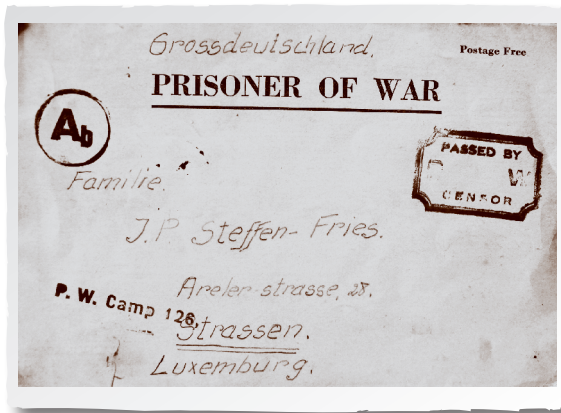


Emile Steffen aus Strassen (zweite Reihe rechts) im amerikanischen Kriegsgefangenenlager „Camp Livingston“ in Louisiana; 1943

Im Lager selbst herrschte zu dem Zeitpunkt immer noch eine große Zustimmung für Hitler. So wurde ich z.B. von den Mitgefangenen angewiesen, „Großdeutschland“ auf meinen Briefen nach Hause zu vermerken, ansonsten würden sie nicht zugestellt.

Der gesamte Briefwechsel von bzw. nach Hause unterlag der deutschen Zensur auf der Schreibstube, was mich aber nicht störte. Ich war froh, dass meine Familie wusste, wo ich mich aufhielt.

Die Nachricht vom Kriegsende in Europa erfuhren wir durch die täglichen Radiosendungen. Hierbei ist zu erwähnen, dass es uns während der ganzen Gefangenschaft erlaubt war amerikanische Radiosendungen zu hören. In



Zu Beginn seiner Gefangenschaft in den USA musste Emile Steffen auf seinen Briefen nach Hause den Begriff „Großdeutschland“ anfügen, da diese ansonsten nicht zugestellt würden, laut Anweisung seiner nazifreundlichen Mitgefangenen; 1943

unserer Kompanie gab es ein Radiogerät. Den deutschen Technikern war es jedoch gelungen, das Gerät so zu manipulieren, dass auch die deutschen Radiosender empfangen werden konnten.

Aus jeder Stube begab sich jeweils ein Gefangener zur Baracke, wo sich dieses Radiogerät befand, und hörte hier die deutsche Propaganda. Anschließend verkündigte er seinen Stubengenossen die illegal abgehörten Nachrichten. So kam es oft vor, dass die Nazisoldaten gelegentlich Hoffnung schöpften, wenn von einem Rückmarsch der alliierten Truppen die Rede war.

Als die Ardennenoffensive im Winter 1944/45 ausbrach, sprachen mehrere Gefangene vom baldigen Endsieg der deutschen Armee. Als dann im Mai 1945 die deutschen Truppen endgültig kapitulierten, nahmen einige Deutsche das nicht allzu tragisch auf. Andere hingegen sprachen davon, dass die restlichen Truppen nun mit den Japanern gegen die Amerikaner in den Krieg ziehen würden. Man muss jedoch sagen, dass der größte Teil der Soldaten froh war, dass der Krieg vorbei war. Später wurden dann die „richtigen“ Nazis, die



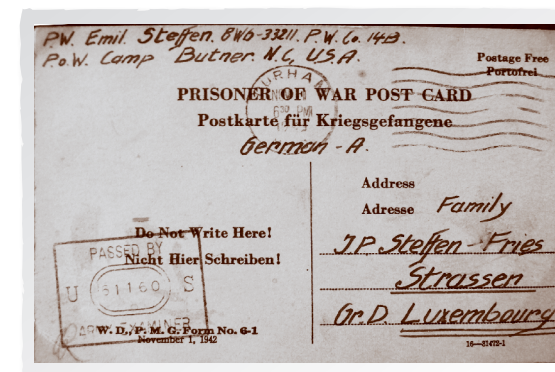
Sämtliche von den Amerikanern für ihre Kriegsgefangenen zur Verfügung gestellten Kleidungsstücke und Marinesäcke waren mit dem Schriftzug des jeweiligen Besitzers gekennzeichnet.

immer noch an einen Endsieg glaubten, zusammen mit SS-Soldaten in spezielle „Nazi-Lager“ ausgesondert.

Im August 1945 kamen sämtliche Luxemburger, die Franzosen aus Elsass und Lothringen sowie Neu-Belgier aus dem Lager. Erst nun bemerkte ich, dass noch Luxemburger in „meinem“ Lager waren; leider hatte ich nie zu diesen Kontakt gehabt. Wir wurden alle ins Lager „Camp Butner“ in North Carolina verlegt. Ich erinnere mich an folgende Luxemburger, die mit mir dort weilten:

- 1) Jos Schon aus Bauschleiden;
- 2) Ernest Krier aus Everlingen;
- 3) Pierre Halsdorf aus Walferdingen;
- 4) Franz Gouber aus Kopstal;
- 5) Franz Laschette aus Bertrange;
- 6) Felix Poiré aus Senningerberg.

Hierbei handelte es sich um ein sog. „internationales Lager“, wo keine deutschen Gefangenen inhaftiert waren. Unter uns waren auch einige Luxemburger, die sich freiwillig in die deutsche Wehrmacht gemeldet hatten. Einige von ihnen hatten sogar bevorzugte Posten im Lager, z.B. in der Schreibstube, ergattert. Offensichtlich konnten sie sich am besten bei unseren amerikanischen Bewachern „verkaufen“. Uns störte das nicht allzu sehr, denn wir waren alle froh endlich nicht mehr zusammen mit deutschen Soldaten eingepfercht zu sein. Nach unserer Rückkehr in die Heimat wurden diese Luxemburger fast alle verhaftet und kamen sofort ins Grund-Gefängnis.



Zu Beginn seiner Gefangenschaft in den USA musste Emile Steffen auf seinen Briefen nach Hause den Begriff „Großdeutschland“ anfügen, da diese ansonsten nicht zugestellt würden, laut Anweisung seiner nazifreundlichen Mitgefangenen; 1943

Ende November 1945 konnte ich endlich, zusammen mit noch etwa 60 weiteren Luxemburgern, das Lager verlassen. Per Bahn ging es nach Boston und von dort aus mit der „M/S Washington“ während neun Tagen über den Großen Teich nach Europa. Nun war es uns erlaubt an Deck zu gehen und die Überfahrt gestaltete sich nicht so anstrengend wie die „Hinfahrt“. In Le Havre gingen wir von Bord, wurden jedoch sofort in ein Lager interniert. Da wir dort in Wellblechbaracken untergebracht waren und der Winter sich schon ankündigte, wollten wir so schnell wie möglich nach Hause. Als dann auch noch die Holländer, Belgier, Elsässer und Lothringer nach einigen Tagen das Lager verlassen konnten, verstanden wir nicht, weshalb wir Luxemburger immer noch dort verbleiben mussten.

Nach einer Woche trafen dann Mitglieder der luxemburgischen Armee ein und wir wurden alle noch einmal einzeln vernommen. Anschließend ging es mit zwei Bussen nach Hause. Bei der Ankunft in Luxemburg wurden etwa zehn Personen von uns direkt ins Grund-Gefängnis gebracht, da diese sich offensichtlich freiwillig in die Wehrmacht gemeldet hatten. Wir trafen am



Berthe Roemen aus Bauschleiden (2. von links), die spätere Ehefrau von Emile Steffen, zusammen mit zwei luxemburgischen Frauen während ihrer R.A.D.-Zeit in Dornheim

Nachmittag des 16. Dezember 1945 in unserer geliebten Hauptstadt ein. Mein Vater war nach Luxemburg-Stadt gekommen, nachdem am Morgen des 16. Dezember 1945 unsere Rückkehr im Radio angekündigt worden war. Überglücklich fielen wir uns in die Arme; drei Jahre und zwei Monate hatte ich meinen lieben Vater nicht mehr gesehen.

Am 8. Oktober 1949 heiratete ich Berthe Roemen aus Bauschleiden. Auch meine Frau war zum R.A.D. eingezogen worden und musste diesen in Dornheim/Hessen ableisten.

Nach dem Krieg führte „Wohner Emile“, wie Emile Steffen in Strassen genannt wird, den elterlichen Betrieb weiter und hatte während seiner Weiterbildung zum Karosier in Bauschleiden seine spätere Ehefrau kennen gelernt. Aus der Ehe gingen vier Kinder hervor. Seine Frau verstarb im August 2009. Emile Steffen lebt heute noch in seinem Geburtshaus in Strassen und arbeitet regelmäßig in seiner Werkstatt.



v.l.n.r. Emile Steffen aus Strassen, zusammen mit Jang Scholer und Wilmes, beide aus dem Norden des Landes, in Palermo; 1943



Emile Steffen

